

"LSBT*-Jugendliche und junge Erwachsene: (K)Ein Thema für die Jugendforschung?!"

Timmermanns, Stefan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Timmermanns, S. (2017). "LSBT*-Jugendliche und junge Erwachsene: (K)Ein Thema für die Jugendforschung?!". *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research*, 12(2), 131-143. <https://doi.org/10.3224/diskurs.v12i2.01>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

„LSBT*-Jugendliche und junge Erwachsene: (K)Ein Thema für die Jugendforschung?!“

Stefan Timmermanns

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt qualitative und quantitative Ergebnisse aus der Forschung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen, transidenten und queeren jungen Menschen vor. Viele von ihnen machen nach dem Coming-out Erfahrungen mit Ausgrenzung, Diskriminierung und Gewalt. Dies hat negative Auswirkungen auf ihre psychische und physische Gesundheit. Am Ende wird eine partizipativere Ausrichtung der Forschung zu diesen Themen angeregt und deren Nutzen diskutiert.

Schlagwörter: Homosexualität, Bisexualität, Transidentität, Diskriminierung, Jugendforschung, queer

„LGBT Youths and Young Adults: No Issue for Research?“*

Abstract

The article resumes qualitative and quantitative results of research on the situation of young lesbian, gay, bisexual, transsexual and queer people. After their coming-out many of them experience exclusion, discrimination and violence. This leads to negative effects on their mental and physical health. At the end a participatory orientation in research is proposed and its benefits are discussed.

Keywords: homosexuality, bisexuality, transidentity, discrimination, youth research, queer

1. Einleitung

Nicht-heterosexuelle Jugendliche bzw. junge Erwachsene und ihre Lebenswelt finden in der deutschsprachigen Jugendforschung kaum Beachtung. Dies hat sich zwar seit der Jahrtausendwende durch neuere Untersuchungen etwas geändert (vgl. *Senatsverwaltung für Schule und Sport Berlin* 1999; *Grossmann* 2000; *Watzlawik* 2004), jedoch kann immer noch nicht von einem eigenständigen Forschungsfeld gesprochen werden. Wegen des begrenzten Umfangs können an dieser Stelle nur exemplarisch Einblicke in einige Ergebnisse aus der psychologischen, soziologischen und pädagogischen Forschung zur Lebenssituation von lsbt*q (lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans*, inter*, queeren) Jugendlichen dargestellt werden. In der quantitativen Forschung ist vor allem das Durchschnittsal-

ter des Coming-outs oder die Häufigkeit von Diskriminierung von zentraler Bedeutung. In der qualitativen Forschung hingegen stehen der Umgang mit und die Reaktionen auf das Coming-out oder die Geschlechtsrollenkonformität im Mittelpunkt. Studien, in denen ausschließlich oder überwiegend Erwachsene im Mittelpunkt des Interesses stehen, werden in diesem Artikel nicht berücksichtigt. Am Ende des Artikels werden Forschungslücken identifiziert und Möglichkeiten partizipativer Forschungsansätze eruiert, da diese zusätzlich zum wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn auch ein Empowerment bewirken können. Nicht alle der vorgestellten Studien untersuchen sowohl lesbische, schwule, bisexuelle, trans*, inter* und queere Jugendliche. Daher variiert die Abkürzung LSBTI*Q (substantivisch) oder lsbti*q (adjektivisch) von Fall zu Fall.

2. Sexuelle Identität und Orientierung von Jugendlichen

Meike *Watzlawik* (2014) beschreibt Identität als ein „vielschichtiges Konzept“ in der Psychologie. Der Entstehungsprozess verläuft in Interaktion mit anderen und damit im Austausch mit der sozialen Umwelt. Ein Mensch gehört immer mehreren Gruppen gleichzeitig an. Dies kann Zugehörigkeits-, Differenz- und Diskriminierungserfahrungen stark beeinflussen, je nachdem welche kategorialen Zuordnungen für eine Person zutreffend sind. Hierzu zählen z.B. Geschlecht, Behinderung, sexuelle Orientierung, ethnische Herkunft, Alter (vgl. ebd.), Klasse, Nationalität, etc.. Die Bildung der Gesamtidentität ist ein lebenslanger Prozess (vgl. *Keupp et al.* 2002, S. 82f). Die einzelnen Facetten des Selbstkonzeptes werden durch biografische Geschichten oder Narrationen zu einem stimmigen Identitätsgefühl vereint. Heute wird davon ausgegangen, dass sich Menschen durch die Erzählung ihrer Geschichten ständig neu erfinden (müssen), was ihnen erlaubt, trotz ständigen Wandels und Widersprüchen ein Gefühl der Einheit herzustellen (vgl. *Watzlawik* 2014). Diese Narrative sind jedoch gesellschaftlichen Normierungen und auch sozialen Zwängen ausgesetzt.

Sexuelle Identität wird heute als ein durch Lernprozesse veränderbares subjektives Wissens- und Gefühlskonstrukt verstanden (vgl. *Sielert* 2015). Meist werden die Geschlechtsidentität und die sexuelle Orientierung als zentral für die sexuelle Identität erachtet: „Die sexuelle Identität ist das grundlegende Selbstverständnis der Menschen davon, wer sie als geschlechtliche Wesen sind, wie sie sich selbst wahrnehmen und wie sie von anderen wahrgenommen werden wollen. Der Begriff sexuelle Identität umfasst das geschlechtliche Selbstverständnis (biologisches, psychisches und soziales Geschlecht) sowie die sexuelle Orientierung (Begehren)“ (*Bildungsinitiative Queerformat und Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg* 2012, S. 95).

In der von der *Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)* in Auftrag gegebenen repräsentativen Wiederholungsbefragung „Jugendsexualität“ wurden 2005 und 2015 auch gleichgeschlechtliche Erfahrungen abgefragt. 2005 gaben 13% der Mädchen und 6% der Jungen an, schon einmal „engen körperlichen Kontakt“ mit einer Person des gleichen Geschlechts gehabt zu haben (vgl. *BZgA* 2006, S. 84). 2015 lagen die Werte für Mädchen und junge Frauen bei 12%, bei Jungen und jungen Männern bei 9%. Hierbei ist jedoch festzuhalten, dass enge gleichgeschlechtliche Körperkontakte nicht gleichzusetzen sind mit einer homosexuellen Orientierung (vgl. *Heßling/Bode* 2015, S. 117). Interessant sind in Zusammenhang mit dem Thema Jugendsexualität auch Studien der letzten Jahre,

die starke Veränderungen hin zu einer zunehmenden Fluidität sexueller Orientierungen ermittelt haben. Ergebnisse der ‚Partner 4 Studie‘ aus Ostdeutschland können als Anzeichen dafür gesehen werden, dass die Übergänge zwischen den Kategorien hetero-, homo- oder bisexuell für junge Menschen fließender werden. So gaben in der Partner 4 Studie nur noch 58% aller jungen Frauen an, sich als ausschließlich heterosexuell zu definieren – bei den jungen Männern waren es wie in den Jahren zuvor 85% (vgl. *Weller* 2013, S. 7).

3. Geschlechtsrollenkonformität

Thomas Grossmann (2000) hat die Geschlechtsrollenkonformität und -nonkonformität bei homosexuellen Männern untersucht. Dazu hat der Autor 33 qualitative Interviews mit homosexuellen Männern im Alter von 20-40 Jahren über ihre Kindheit und Jugend geführt. Ein Ergebnis der Befragung war die Entwicklung von Clustern, die die erheblichen Unterschiede im Geschlechtsrollenverhalten prähomosexueller Jungen wiedergeben. Sie weichen häufig vom Stereotyp des rollennonkonformen ‚sissy-boy‘ ab. Aus dem sportlich, aktiven, gut integrierten Jungen, der Fußball spielt, kann sich ebenso wie aus dem unsportlichen, sanften Einzelgänger, der lieber mit Mädchen spielt, ein homosexueller Erwachsener entwickeln. Ängstliche und rollennonkonforme Jungen leiden jedoch stärker unter sozialer Ausgrenzung durch die Peers und ziehen sich deshalb meist zurück. *Grossmann* kann zeigen, dass sie ein geringes Selbstwert- und ein negatives Lebensgefühl haben, das vermutlich eine Folge ihres Nonkonformismus ist und nicht ihrer späteren Homosexualität. Einen Nachteil in der psychosexuellen Entwicklung haben auch diejenigen Jungen, die sich in ihrer Kindheit mehr oder weniger rollenkonform verhalten haben. Sie brauchen in der Regel länger, um sich als homosexuell wahrzunehmen und den Schritt in die Öffentlichkeit zu gehen. Dies fällt den ‚weichen‘ Jungen leichter, weil sie sich bereits sehr früh als ‚anders‘ erlebten und sich eher als homosexuell verstehen. Auf den ‚harten‘ Jungen lastet sowohl ein enormer sozialer Druck, sich heterosexuell zu verhalten, als auch ein großer innerer Konformitätswunsch. *Grossmann* folgert daraus, dass nicht-rollenkonforme Jungen vor allem Schutz vor Ausgrenzung und Diskriminierung brauchen (vgl. *Grossmann* 2000). Die Untersuchung basiert auf einer relativ kleinen Fallzahl, trägt aber zur Differenzierung der Sicht auf das Geschlechtsrollenverhalten bei. Leider wurde das Thema bis heute kaum weiter erforscht, auch eine entsprechende Studie für LBT fehlt.

4. Sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in der Schule

Die Einstellungen der Gesellschaft vor allem aber der Peers gegenüber unterschiedlichen geschlechtlichen Identitäten und sexuellen Orientierungen beeinflussen die Entwicklung der eigenen Identität und vor allem den Aufbau eines positiven oder negativen Selbstbildes bzw. Selbstbewusstseins von lsbt*q Jugendlichen. Der Umgang mit Homosexualität in der Schule ist unter Jugendlichen stark tabubehaftet und vorurteilsbelastet, wie *Timmermanns* in einer Untersuchung 2003 herausfand.¹ Jugendliche sehen Schwule und Lesben stark stereotypisiert, nicht wenige glauben, sie könnten sie an ihrer äußeren Erschei-

nung erkennen. 80% der Jugendlichen, die an der Untersuchung teilgenommen haben, kennen im privaten Umfeld keine Homosexuellen. Jungen lehnen Homosexuelle stärker ab als Mädchen. Diese Abneigungen implizieren Gefühle wie Angst, Ekel, teils auch heftige Aggressionen (vgl. *Timmermanns* 2003).

Grund hierfür ist u.a. die konstitutive Funktion des Homosexualitätstabus für das System hegemonialer Männlichkeiten: Die Zuschreibung von Homosexualität stellt eine Entwertung bzw. Provokation dar und signalisiert einen vermeintlichen Makel (vgl. *Budde* 2005, S. 97). Daher wird Homosexualität auch als marginalisierte Männlichkeit gesehen. Wer diese Zuschreibung erhält, verliert (mittels symbolischer Verweiblichung) seine legitime Männlichkeit (vgl. ebd., S. 239). Trotz des Befundes, dass das System hegemonialer Männlichkeit immer noch relativ stabil ist, hat *Budde* in einer qualitativen Untersuchung an einem Gymnasium auch Andeutungen für einen entdramatisierten Umgang von Jungen mit Homosexualität festgestellt (vgl. ebd., S. 244).

Im Auftrag des Berliner Senats hat *Ulrich Klocke* (2012) unter dem Titel „Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen“ eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT* und deren Einflussvariablen durchgeführt.² Als zentrale Erkenntnis kann angesehen werden, dass das Wissen darüber, dass Diskriminierung von LSBT* an einer Schule unerwünscht ist, eine positivere Einstellung und Solidarität der Jugendlichen zur Folge hat. Ein Leitbild zum Schutz vor Diskriminierung auf Schulebene reicht jedoch alleine nicht aus, sondern es kommt vor allem auch auf die Haltung an, die das Kollegium bzw. die Schulleitung vermitteln. Je deutlicher Lehrkräfte Position gegen Diskriminierung und für Solidarität mit LSBT einnehmen, desto positiver ist die Einstellung der Jugendlichen. Offen lesbische, schwule oder bisexuelle Lehrkräfte haben einen positiven Effekt auf die Einstellung der Schülerinnen und Schüler (vgl. *Klocke* 2012).

Zudem können Aufklärungsprojekte zum Thema Homosexualität, bei denen es zu einer persönlichen Begegnung mit pädagogisch geschulten Lesben und Schwulen kommt, nachweislich die Einstellung verbessern und beim Abbau von Vorurteilen helfen (vgl. *Timmermanns* 2003). Auch Programme wie z.B. ‚Schule der Vielfalt‘ in NRW versuchen der Ablehnung mit Fortbildungen für Lehrkräfte und Aufklärungsveranstaltungen für Schüler_innen zu begegnen (für weitere Maßnahmen siehe auch *Wilke/Timmermanns* 2015).

5. Coming-out

Psychologisch betrachtet bedeutet dieser Begriff „die lebenslange Entwicklung und Veröffentlichung der eigenen nicht-heterosexuellen Identität in einer heteronormativen Gesellschaft“ (*Göth/Kohn* 2014, S. 23). Beim Coming-out wird manchmal zwischen der inneren Auseinandersetzung und dem Benennen und Aussprechen der inneren Gefühle nach außen unterschieden, wobei sich beide Prozesse wechselseitig beeinflussen können (vgl. ebd., S. 22f.). Die Unterscheidung zwischen dem sog. inneren und äußeren Coming-out ist in der Fachliteratur nicht unumstritten. Bei trans* und queeren Jugendlichen oder jungen Erwachsenen können mit dem Coming-out oft auch folgende Fragen verbunden sein: „Ob sie mit einem neuen, gewünschten Namen und dem neuen, gewünschten Pronomen angesprochen werden wollen, ob sie eine rechtliche Personenstandsänderung beantragen und medizinische Transitionsschritte unternehmen möchten“ (*Krell/Oldemeier* 2017, i.E.).

Ende der 1990er Jahre fand der Coming-out-Prozess überwiegend zwischen dem 12. und dem 17. Lebensjahr statt (vgl. *Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin* 1999). Dies hat sich seitdem nicht wesentlich verändert. An einer aktuellen Studie des Deutschen Jugendinstituts (DJI) haben über 5000 lsbt*q Jugendliche und junge Erwachsene teilgenommen (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017 i.E.).³ Ca. 16% der Teilnehmenden geben an, schon immer gewusst zu haben, nicht-heterosexuell zu sein. Das innere Coming-out findet bei der Mehrheit zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr statt. Die schwulen Jugendlichen sind im Durchschnitt 14,1 Jahre alt, die lesbischen 14,9, die bisexuell weiblichen 15,1, die bisexuell männlichen 14,5. Orientierungsdiverse Jugendliche, die sich außerhalb der gängigen Kategorien hetero-, homo- oder bisexuell definieren, sind im Schnitt 16,9 Jahre, was daran liegt, dass sie mehr Zeit brauchen, um einen passenden Begriff für ihr Begehren zu finden (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017, i.E.). Bei Trans* findet das innere Coming-out früher als bei LSBQ statt, was damit zusammenhängen kann, dass sich die Geschlechtsidentität in der Regel bis zum Alter von ca. 6 oder 7 Jahren entwickelt. Rund ein Viertel der befragten trans* und gender*diversen Jugendlichen gaben daher an, dass sie schon immer wussten, ein anderes Geschlecht zu haben als das bei der Geburt zugewiesene. Ein weiteres Viertel kann nicht genau sagen, wann ihnen die eigene Geschlechtsidentität bewusst geworden ist, 11% waren unter zehn, nur wenige über 16 Jahre alt (vgl. ebd.).

Meike Watzlawik (2004) macht in ihrer Studie⁴ darauf aufmerksam, dass ca. 15% der homo- und bisexuellen Jugendlichen positive und 17% bzw. 8% neutrale Gefühle mit ihrer sexuellen Orientierung verbinden (vgl. *Watzlawik* 2004, S. 96). Über die Hälfte erlebt das Bewusstwerden der eigenen homo- oder bisexuellen Orientierung jedoch negativ. Viele Jugendliche sind verzweifelt und unfähig ihre eigenen Gefühle einzuordnen. Ursache hierfür sind keine oder nur klischeehafte Informationen über Homo- und Bisexualität (vgl. *Watzlawik* 2004, S. 117). Das frühe innere wird wesentlich negativer erlebt als das spätere äußere Coming-out (vgl. ebd., S. 121). Vor allem schwule und bisexuelle Jungen reagieren mit sozialem Rückzug und müssen mit Gefühlen der Panik und Verzweiflung alleine fertig werden (vgl. ebd., S. 118). Bei lsb Jugendlichen ist die Identitätsentwicklung in Bezug auf die positive Selbstwert- und Beziehungserfahrung verlangsamt. Das von Erikson postulierte Ausprobieren und Rollenexperimentieren wird bei ihnen entweder erschwert oder verhindert. Damit wird das Moratorium, also die Zeit der Unklarheit auch in Bezug auf die eigene sexuelle Identität, unnötig verlängert (vgl. ebd., S. 13ff.). Mädchen und Jungen, die sich nicht hetero- oder homosexuell definieren, sind in hohem Maße verwirrt, unsicher und unzufrieden mit ihrer sexuellen Orientierung (vgl. ebd., S. 117f.). Das negative Erleben des inneren Coming-out spiegelt sich auch in den Zahlen der jüngsten Untersuchung von *Krell* und *Oldemeier* wieder. Hauptursache hierfür ist die Angst vor Ausgrenzung und Ablehnung in Freundeskreis und Familie sowie vor Bestrafung und körperlicher Gewalt (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017).

Das erste äußere Coming-out findet heute im Durchschnitt zwischen dem 13. und 18. Lebensjahr statt. Es kann für viele der jungen Menschen eine befreiende und bestärkende Funktion haben, vor allem dann, wenn das Gegenüber positiv reagiert. Lesbische und bisexuell weibliche Jugendliche haben ihr erstes Coming-out im Schnitt mit 16,7/16,8 Jahren, schwule und bisexuell männliche mit 17/17,2 und orientierungsdiverse Jugendliche mit 17,3 Jahren. Die Zeitspanne zwischen dem inneren und dem äußeren Coming-out ist bei schwulen und bisexuell männlichen Jugendlichen am längsten und beträgt bei diesen im Schnitt knapp drei Jahre (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017, i.E.). Dass Jungen länger mit

dem äußeren Coming-out warten als Mädchen, könnte damit zu tun haben, dass schwule und bisexuelle Jungen einem sehr starken Druck zur Geschlechtsrollenkonformität unterliegen (s. Kap. 3). Auch befürchten mehr Jungen als Mädchen negative Reaktionen auf ihr Coming-out (vgl. ebd.). Trotzdem hat sich das (äußere) Coming-out bei schwulen Jugendlichen seit 2001 im Schnitt um ca. 1 Jahr nach vorne verlagert (vgl. *Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales* 2001, S. 7). Das Durchschnittsalter der Trans* Mädchen/Frauen für das (äußere) Coming-out liegt heute bei 19 Jahren, bei Trans* Jungen/Männern bei 16,8 und bei gender*diversen Jugendlichen bei 19,4 Jahren. Es ist damit höher als bei lsb Jugendlichen. Die Zeit zwischen innerem und äußerem Coming-out beträgt bei Trans*Mädchen/Frauen bis zu 6,5 Jahren. Grund dafür ist die Angst vor negativen Konsequenzen (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017, i.E.).

6. Diskriminierung, Vulnerabilität und Ressourcen von LSBTI*Q

Reaktionen auf das Coming-out können sehr unterschiedlich ausfallen. An dieser Stelle sollen jedoch zunächst Diskriminierungen und negative Erfahrungen im Mittelpunkt stehen, da sie Ursache einer erhöhten Vulnerabilität von LSBTI*Q sind. Die Untersuchung „Wir wollen’s wissen“⁵ ergab, dass ca. 36% der Befragten nach ihrem Coming-out Personen aus dem Freundeskreis verloren haben. Knapp 4% mussten wegen ihrer sexuellen Orientierung aus dem Haus ihrer Eltern ausziehen und 3,5% die Schule oder den Arbeitsplatz wechseln. Lesbische und schwule Jugendliche unter 18 gaben häufiger an, in mehr als einem Lebensbereich diskriminiert worden zu sein als Personen, die ein Coming-out im Erwachsenenalter hatten (vgl. *Schwules Netzwerk NRW* 2005). Auch in der neusten Studie des DJI gibt eine große Zahl der lsbq Jugendlichen an, in der eigenen Familie (44%), in der Schule, am Ausbildungs- oder Arbeitsplatz (42%), im Freundeskreis (40%) oder in der Öffentlichkeit (33%) Diskriminierung erfahren zu haben. Diese Erfahrungen reichen vom Nicht-ernst-nehmen ihrer Identität über Ignoranz, der Androhung von Strafen, Zerstörung von Eigentum bis hin zur Ausübung von körperlicher Gewalt. 44,3% haben es manchmal oder häufig erlebt, dass eine Lehrkraft bei Witzen über Homosexuelle mitgelacht hat. Bei Trans* und gender*diversen Jugendlichen ist die Prozentzahl derer, die Diskriminierung erlebt haben, noch höher: in der Familie waren es 70%, am Bildungs- und Arbeitsort 54%, im Freundeskreis und an öffentlichen Orten ca. 50% (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017, i.E.). Dies liegt vermutlich daran, dass eine Ablehnung von dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht bei mehr Menschen auf Unverständnis stößt als ein Abweichen von der heterosexuellen Norm.

In einer deutschen Studie von 1999⁶ versuchte mehr als die Hälfte der Befragten mit Alkohol oder anderen Drogen ihre Schwierigkeiten zu bewältigen. Die Suizidgefährdung von lsb Heranwachsenden lag laut dieser Umfrage vier Mal so hoch wie bei Heterosexuellen. 18% der Befragten hatten mindestens einen Suizidversuch unternommen (vgl. *Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin* 1999). Auf europäischer Ebene hat die International Gay and Lesbian Youth Organisation 2013 einen Bericht veröffentlicht, der sich mit dem Thema Mobbing in der Schule und am Arbeitsplatz beschäftigt. Der Untersuchung der Universität Sheffield liegen 187 Fragebögen von lesbischen, schwulen, bisexuellen, trans* und queeren Teilnehmenden mehrheitlich aus Polen, Kroatien, Irland, Dänemark und Italien im Alter von 15 bis 38 Jahren zugrunde. 73% von ihnen wurden in

der Schule wegen ihrer sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität beschimpft, 47% erfuhren dort Bedrohungen oder Einschüchterungen, 28% wurden physisch angegriffen (vgl. *Formby* 2013, S. 6). Diese diskriminierenden Erfahrungen hatten Auswirkungen auf die lsbt*q Jugendlichen: 65% fühlten sich weniger selbstbewusst, 53% waren deprimiert, 33% hatten aufgrund dessen Selbstmordgedanken (vgl. ebd.). Viele Teilnehmende wurden ausgegrenzt oder isolierten sich selbst in der Schule, die Hälfte hatte Schwierigkeiten, sich im Unterricht zu konzentrieren, 40% schätzten, dass sie weniger Kompetenzen durch ihren Schulbesuch erwarben und 37% gaben an, weniger gute Noten erreicht zu haben. 36% berichteten, dass sie wegen ihrer Benachteiligung teilweise dem Unterricht fern geblieben sind und 13% wechselten wegen der Diskriminierung die Schule (vgl. ebd.).

Aus Diskriminierung, Homo- und Transnegativität resultieren auch Gewalttaten sowie Hass-Verbrechen gegen LSBTI*Q. Diese Situation führt bei LSBTI*Q zu einer erhöhten Belastung durch psychische Erkrankungen, Drogenkonsum und Suizid. Sogenannter Minoritätenstress (*Meyer* 2003) setzt sich aus unterschiedlichen Stressoren zusammen, die sich negativ auf die Gesundheit auswirken. Darunter werden sowohl erlebte als auch erwartete Diskriminierungen verstanden. Bei letzteren reicht allein die Befürchtung aus, diskriminiert zu werden. Stress erzeugt auch eine internalisierte negative Einstellung gegenüber der eigenen Homo- oder Transidentität bzw. bewirkt ein Verbergen der sexuellen Orientierung oder geschlechtlichen Identität. Den Minoritätenstress konnten *Drewes* und *Kruspe* 2013 in einer nicht repräsentativen Online-Befragung (N=12.294) bei Männern, die Sex mit Männern haben (MSM), belegen (*Drewes/Kruspe* 2016). Zu dieser Gruppe gehören vor allem sich als schwul oder bisexuell identifizierende aber auch vereinzelt heterosexuelle Männer. 16% der 16- bis 19-jährigen MSM klagen über moderate und 7% über schwerwiegende ängstlich-depressive Symptome (vgl. *Drewes/Kruspe* 2016, S. 80). Kommt ein niedriger sozioökonomischer Status hinzu, erhöhen sich die Werte auf 22 bzw. 9 Prozent (vgl. ebd., S. 82). Internalisierte Homonegativität ist bei mehr als drei Viertel der 16- bis 19-jährigen MSM verbreitet (vgl. ebd., S. 91).⁷ Wie schon in den vorherigen Befragungen (2003, 2007) sind die 16- bis 19-Jährigen am häufigsten von anti-homosexueller Gewalt bedroht: „Sieben Prozent der 16- bis 19-jährigen Teilnehmer berichteten physische Gewalt und 30 Prozent verbale Gewalt“ (ebd., S. 105f.).

Wegen der erhöhten Belastung von LSBTI*Q mit psychischen Erkrankungen, Suchtverhalten, Suizid, aber auch sexuell übertragbaren Infektionen, deren Ursache eine mangelnde gesellschaftliche Anerkennung sowie häufige Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen sind, wird in der Fachliteratur von einer erhöhten Vulnerabilität (Verletzbarkeit) gesprochen. Folge dieser negativen sozialen Einflüsse kann ein geringes Selbstwertgefühl sein, das gemeinsam mit anderen Faktoren zu einer Vernachlässigung der Selbstsorge und/oder höheren Risikobereitschaft führen kann. Dies wird mittlerweile durch zahlreiche internationale Forschungsergebnisse bestätigt (vgl. *Plöderl/Tremblay* 2015).

Generell überwiegt in der Fachliteratur die Erforschung von Diskriminierung und deren negativen Folgen. Vor allem diese legitimieren den Ruf nach dringender Hilfe und Unterstützung durch politische und pädagogische Maßnahmen. Jedoch verdeckt diese Tendenz einen positiven und ressourcenorientierten Blick auf sexuelle und geschlechtliche Vielfalt. In den letzten Jahren werden vereinzelt auch unterstützende und positive Umgangsweisen erforscht, die als Ressourcen für die Entwicklung von lsbti*q Jugendlichen angesehen werden können. In der DJI-Studie berichtet die Mehrheit der jungen Leute, dass das Coming-out im Freundeskreis unproblematisch gewesen sei und dass Freunde-

schaften ihnen Unterstützung und Rückhalt gegeben hätten. Auch der Christopher-Street-Day oder ähnliche Veranstaltungen scheinen geeignet zu sein, um sich dem Thema auf unverbindliche Weise zu nähern. Dies geschieht manchmal auch in Begleitung von heterosexuellen Freund_innen und muss nicht automatisch mit einem Coming-out einhergehen. Einige Jugendliche profitieren auch von Beratungseinrichtungen mit Kompetenzen in Bezug auf geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung oder von Jugendzentren, die speziell LSBTI*Q ansprechen. Diese gibt es fast nur in großen Ballungsräumen. Generell stellen das Internet oder Social Media mit entsprechenden Webseiten, Chat-Foren, Tutorials, in denen z.B. das Coming-out oder die Transition behandelt werden, eine wichtige Informationsquelle dar (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017 i.E.). Darüber hinaus ermöglichen virtuelle Räume erste (anonyme) Erprobungen mit der (neuen) Identität. Andere User können Unterstützung oder ein Feedback geben, was für die Identitätsentwicklung sowie den Aufbau eines positiven Selbstbewusstseins wichtig ist.

7. Forschung zu Trans* und Inter* sowie zu LSBTI*Q in der Kinder- und Jugendhilfe

Trans- und Intergeschlechtlichkeit haben in den bisher vorgestellten Studien seltener Erwähnung gefunden. Dies liegt daran, dass Transidentität in der Jugendforschung erst in den letzten Jahren wahrgenommen und bearbeitet wurde und Intergeschlechtlichkeit ebenso wie Asexualität immer noch ignoriert wird. *Petra Focks* (2014) hat Experteninterviews zu Lebenswelten von intergeschlechtlichen, transgeschlechtlichen und genderqueeren Jugendlichen aus Menschenrechtsperspektive geführt. Die Ergebnisse verdeutlichen, welch großem gesellschaftlichen und sozialen Normierungsdruck die Jugendlichen permanent in ihrem Alltag ausgesetzt sind. Sie machen die Erfahrung, dass ihr Umfeld verunsichert ist, weil sie nicht in das gängige Raster hegemonialer Geschlechterkonzepte passen. Dies wird z.B. dann problematisch, wenn eine Umkleidekabine, Toilette oder ein Schlafraum gewählt werden muss, dabei aber keine Übereinstimmung mit dem empfundenen Geschlecht hergestellt werden kann. Solche Situationen können ablehnendes, abwertendes oder diskriminierendes Verhalten hervorrufen. Aber auch der Wunsch mit einem selbst gewählten Namen oder Pronomen angesprochen zu werden, wird manchmal bewusst ignoriert (vgl. *Focks* 2014, S. 8f.). Die Untersuchung macht ferner deutlich, dass Diskriminierung und Exklusion von Trans* und Inter* in allen gesellschaftlichen Bereichen stattfinden, vor allem aber in der Schule und der beruflichen Bildung. Dies führt zu Stress, der nicht nur zu Schulausfall und Leistungsabfall führt, sondern auch zu erhöhtem Suizid (vgl. ebd., S. 10ff.). Ähnliche Erfahrungen machen die Jugendlichen auch im Gesundheits- und Hilfesystem, z.B. im Jugendamt, weil dort zu wenig Wissen über ti*q Jugendliche vorhanden ist. Aber auch weil Fachkräfte ihnen gegenüber eine Abwehrhaltung einnehmen (vgl. ebd., S. 12f.).

Im Auftrag der *Landeshauptstadt München* (2011) wurde eine Umfrage in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe durchgeführt. Fachkräfte wurden zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern befragt. Die Ergebnisse wurden 2011 unter dem bezeichnenden Titel „Da bleibt noch viel zu tun!“ veröffentlicht. Dieser Titel wurde vermutlich gewählt, weil die Untersuchung zu dem Ergebnis kam, dass in der Kinder- und Jugendhilfe ein sehr unfreundliches soziales Klima für

Ist* Jugendliche herrscht. 82% der Fachkräfte gaben an, dass an diesen Orten homophobe Vorkommnisse weit verbreitet sind. Mehr als die Hälfte der Fachkräfte geht davon aus, dass in ihren Arbeitsbereichen die spezifischen Lebenslagen lesbischer und schwuler Jugendlicher kaum bekannt sind. Für trans* Jugendliche trifft dies in wesentlich stärkerem Maß zu. Grundsätzlich fehlt es in der Kinder- und Jugendhilfe an ausformulierten Qualitätsstandards zum Umgang mit den Lebens- und Problemlagen lesbischer und schwuler Menschen. Fast zwei Drittel der Fachkräfte wissen im Falle homo- und trans*feindlicher Ereignisse nicht, wie sie darauf reagieren sollen. Fast 80% der Fachkräfte halten Fortbildungen zum Thema lsbt* Jugendliche für hilfreich und notwendig (vgl. *Landeshauptstadt München* 2011, S. 9).

Aus diesen Erkenntnissen heraus wurde das Label „offen für alle. Hetero, schwul, lesbisch, bi, trans“ als Auszeichnung für LSBT-freundliche Einrichtungen der Stadt München entwickelt.

8. Partizipative Forschung als Chance für die lsbti*q Jugendforschung?

An dieser Stelle lohnt auch ein Blick auf partizipative Ansätze in der Jugendforschung, weil hier ein Potenzial sowohl zur Verbesserung der Qualität der Forschungsergebnisse als auch zu einem Empowerment der Zielgruppe vermutet wird, auch wenn die Debatte um partizipative Forschung durchaus ambivalent geführt wird. „Partizipative Forschung ist ein Oberbegriff für Forschungsansätze, die soziale Wirklichkeit partnerschaftlich erforschen und beeinflussen. Ziel ist es, soziale Wirklichkeit zu verstehen und zu verändern“ (von Unger 2014, S. 1). Soziale Gerechtigkeit, Menschenrechte, die Förderung von Demokratie und andere Wertorientierungen sind treibende Kräfte des Ansatzes. Zwei Ziele zeichnen partizipative Forschungsansätze aus, nämlich die Beteiligung von gesellschaftlichen Akteuren als Co-Forscher*innen sowie Maßnahmen zur individuellen und kollektiven Selbstbefähigung und Ermächtigung der Partner*innen im Sinne des Empowerments (vgl. ebd.): „Partizipative Forschung ist eine engagierte Forschung, die die Möglichkeiten der partnerschaftlichen Zusammenarbeit und empirischen Forschung nutzt, um die sozialen, politischen und organisationalen Kontexte, (...) kritisch zu reflektieren und aktiv zu beeinflussen“ (ebd., S. 2).

Die Studie „Wir wollen's wissen“ (*Schwules Netzwerk NRW* 2005) versucht als eine der wenigen in Deutschland einen partizipativen Ansatz in der lsbti*q Jugendforschung anzuwenden. Den Fragebogen haben junge Erwachsene des Jugendnetzwerks Lambda NRW und Jugendliche aus mehreren schwul-lesbischen Jugendzentren des Landes gemeinsam entwickelt. Die hohe Beteiligung an der Untersuchung wird dahingehend gedeutet, „dass die teilnehmenden Jugendlichen die Befragung als Chance sehen, ihre Lebenssituation zu beschreiben und zur Verbesserung selbst beitragen wollen“ (ebd., S. 5). Knapp 32% der lesbischen und 17,6% der schwulen Jugendlichen, die an der Studie teilgenommen haben, bewerteten die speziell für LSB angebotenen Jugendgruppen als gut oder sehr gut. Wenn Jugendliche diese Angebote nicht nutzten, lag das zum großen Teil daran, dass diese für sie verkehrstechnisch nicht erreichbar waren. Dies traf auf knapp 55% der unter 18-Jährigen zu. Persönliche Gründe spielten ebenfalls eine große Rolle, z.B. dass sich vor allem Jugendliche unter 18 Jahren nicht trauten oder Angst hatten beim Betreten eines

schwul-lesbischen Jugendzentrums gesehen zu werden. Die Befragten wünschten sich von der Jugendarbeit für LSB eine bessere Erreichbarkeit, mehr Angebote vor Ort, mehr Beratung bzw. Unterstützung beim Coming-out, mehr Sexualaufklärung und HIV-Prävention sowie mehr unterstützende Angebote für Eltern. Auch Veränderungen werden angemahnt, z.B. dass sich mehr Menschen für die Akzeptanz von Homosexualität in Gesellschaft und Schule einsetzen (vgl. ebd.).

Partizipative Forschungsansätze in der lsbti*q Jugendforschung können sowohl dazu beitragen bessere wissenschaftliche Erkenntnisse zu liefern als auch helfen, die Vulnerabilität von jungen LSBTI*Q zu mindern. Denn die Partizipation bezieht sich sowohl auf die Teilhabe von gesellschaftlichen Akteuren an Forschung als auch auf Teilhabe an der Gesellschaft (vgl. von Unger 2014, S. 2). Im Kontext von quantitativer Jugendforschung haben partizipative Forschungselemente im Vergleich zu qualitativen Methoden eher bescheidene Möglichkeiten. Sie können aber zur Stärkung der Validität, der inhaltlichen Aussagekraft und zur Rückbindung an die Lebenssituation der betreffenden Personen beitragen. Inwieweit partizipative Forschung tatsächlich ein Empowerment von lsbti*q Jugendlichen bewirken kann, hängt sowohl vom Design einer Studie als auch von der erfolgreichen Ansprache der Zielgruppe ab. Partizipative Forschungsansätze können jedoch die gesellschaftliche Teilhabe und damit auch das Gefühl der Selbstwirksamkeit von Menschen erhöhen. Sie sind dazu geeignet, besonders vulnerable Gruppen bei der Entdeckung ihrer eigenen Stärken zu unterstützen und Hilfestellungen bei der Aneignung von Selbstbestimmung zu vermitteln, indem sie dazu beitragen, vorhandene Kompetenzen zu autonomer Lebensorganisation zu stärken und Ressourcen freizusetzen.

9. Fazit und Ausblick

Die Beschreibung der Lebenssituation von lsbti*q Jugendlichen in Deutschland muss weiterhin ohne repräsentative Daten auskommen.⁸ Vielen der oben referierten Studien kann zudem ein Bias, also eine Einseitigkeit, attestiert werden. Bei manchen überwiegt die Zahl der männlichen Jugendlichen oder der Gymnasiast*innen, trans* und queere Jugendliche werden nur selten berücksichtigt, inter* fast gar nicht. Auch die besondere Situation von LSBTI*Q mit Migrationsgeschichte spielt kaum eine Rolle. Seit 2015 gibt es mit mehr als 5000 Teilnehmenden eine erste große und bundesweite Untersuchung des DJI. Diese erreicht dank der breiten Heterogenität in Bezug auf Alter, Bundesland, Geschlecht, Stadt/Land, Selbstbezeichnung, soziale Schicht, Migration und Bildung eine hohe Aussagekraft für ganz Deutschland.

Heteronormativität und Geschlechtsrollenkonformität setzen lsbti*q Jugendliche unter Druck sich wie ein ‚richtiger‘ Junge oder ein ‚richtiges‘ Mädchen verhalten zu müssen. Diesem sozialen Normierungsdruck sind vor allem Trans* und Inter* ausgesetzt, weil sie oft nicht ins gängige Bild von Mann und Frau passen. Aus diesem Grund ist das Verhalten der Peers stark von Vorurteilen und Ablehnung geprägt. Diese können jedoch durch Aufklärungsprojekte und Leitbilder gegen Diskriminierung tendenziell abgebaut werden.

Das innere Coming-out von lsb Jugendlichen findet hauptsächlich zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr statt, bei Trans* früher. Während das äußere Coming-out von vielen als befreiend und entlastend erlebt wird, geht das innere Coming-out oft mit negativen Gefühlen einher. Grund hierfür ist die Angst vor Ablehnung und Diskriminierung. Aber

auch Einsamkeit, Mangel an Vorbildern bzw. differenzierten Informationen über sexuelle und geschlechtliche Vielfalt tragen dazu bei.

Über Beschimpfung, Bedrohung bis hin zu physischen Angriffen wird in allen Bereichen des öffentlichen und privaten Lebens berichtet, vor allem jedoch in Schule und beruflicher Bildung sowie in der Kinder- und Jugendhilfe. Jugendliche unter 18 Jahren machen häufiger Erfahrungen mit Diskriminierung als Personen, die sich erst im Erwachsenenalter outen. Trans* und Inter* werden zudem im Gesundheits- und Hilfesystem diskriminiert. Daraus resultieren Minderheitenstress und Vulnerabilität, die zu psychischen Erkrankungen, Suchtverhalten und Suizid führen. Dies erschwert jungen LSBTI*Q den Aufbau eines positiven Selbstbildes und belastet ihre weitere Entwicklung. Daher benötigen viele von ihnen Begleitung und Unterstützung durch Fachkräfte im Bildungs- und Gesundheitswesen sowie in der Sozialen Arbeit, die über „Regenbogenkompetenz“ (Schmauch 2015) verfügen. Dies bedeutet diskriminierungsfrei, kompetent und reflektiert mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt umgehen zu können. Zudem gibt es Erkenntnisse über weitere unterstützende Maßnahmen und Ressourcen. Hierzu gehören neben tragfähigen Freundschaften, reale und virtuelle (Schutz-) Räume. Hier können sich junge LSBTI*Q ausprobieren und Hilfestellung von Peers erhalten, die sich in einer ähnlichen Lebenslage befinden.

Forschungslücken bestehen in Deutschland vor allem bei den Themen Trans-, Inter- und genderqueere Jugendliche sowie zum Thema Suizid. Weiterer Studienbedarf es auch zu Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen von lsbti*q Jugendlichen; dabei sollten mögliche Ressourcen und Schutzfaktoren stärkere Berücksichtigung finden. Da die Einstellung der Peers gegenüber lsbti*q Jugendlichen die Entwicklung der (sexuellen) Identität, des Selbstbewusstseins und damit der psychischen und physischen Gesundheit beeinflusst, wären auch Studien zur Fremdwahrnehmung von LSBTI*Q sinnvoll.

Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, Schule und Sozialen Arbeit können mit Hilfe von Regenbogenkompetenz, Aufklärung oder Projekten wie ‚Schule der Vielfalt‘ und dem Label ‚offen für alle‘ lsbti*q Jugendliche besser vor Diskriminierung schützen und sie bei der Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls unterstützen. Partizipative Forschungsansätze könnten ebenfalls einen, wenn auch kleineren Beitrag, dazu leisten, LSBTI*Q mehr Selbstbewusstsein zu vermitteln. Sie erfahren so, dass Forscher*innen sich für ihre Lebensbedingungen interessieren und haben die Möglichkeit, aktiv an einem Prozess gesellschaftlicher Veränderungen mitzuwirken. Durch ihre Aussagen und Interviews tragen sie dazu bei, dass z.B. Fachkräfte mehr über den Coming-out-Prozess erfahren und daher besser in der Lage sind LSBTI*Q zu unterstützen. Diese Hoffnung wird auch im Zitat einer Teilnehmerin der DJI-Studie deutlich: „Ich hoffe, dass so viele mitmachen wie möglich, und dass diese Studie bewirkt, dass der Homophobie endlich mal ein Ende gesetzt wird!! Viel Erfolg und danke!!“ (Krell/Oldemeier 2017, i.E.).

Anmerkungen

- 1 Unter dem Titel „Keine Angst, die beißen nicht!“ ist die erste umfangreiche Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte an Schulen in Deutschland erschienen. 18 Schulklassen aus NRW mit mehr als 400 Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren nahmen an der qualitativen und quantitativen Erhebung teil. Neben Einstellungen gegenüber Homosexualität wurden auch Veranstaltungen von lesbisch-schwulen Aufklärungsprojekten evaluiert, um daraus Vorschläge für Qualitätsstandards zu entwickeln.

- 2 2011 haben an dieser Studie 755 Schülerinnen und Schüler aus 6., 9. und 10. Klassen in Berlin teilgenommen. 99 Schulen wurden nach Ziehung einer proportional geschichteten Zufallsstichprobe (Merkmale: Bezirk und Schulform) kontaktiert, von denen sich letztlich 20 an der Fragebogenuntersuchung beteiligten (vgl. *Klocke* 2012, S. 19f).
- 3 Die Untersuchung wurde sowohl quantitativ als auch qualitativ durchgeführt. Die quantitative Datenerhebung erfolgte über einen standardisierten Online-Fragebogen für in Deutschland lebende lesbische, schwule, bisexuelle und trans* und queere Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 14 bis 27 Jahren (N = 5037). Zusätzlich wurden 40 leitfadengestützte problemzentrierte Interviews geführt (vgl. *Krell/Oldemeier* 2017, i.E.).
- 4 Die Daten wurden mit Hilfe einer Fragebogenuntersuchung im Internet generiert. Die Auswertung orientierte sich u. a. an der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring. An der Studie nahmen insgesamt 891 deutschsprachige Jugendliche teil, von denen 809 zwischen 12 und 16 Jahren alt waren. Davon waren 515 männlich und 294 weiblich. Die Jugendlichen waren sowohl hetero-, homo- als auch bisexuell (*Watzlawik* 2004, S. 67ff).
- 5 Die im Jahr 2005 vom Jugendnetzwerk Lambda NRW durchgeführte Untersuchung basiert auf 3834 ausgefüllten Fragebögen, die entweder im Internet (n = 3192) oder auf herkömmlichem Weg ausgefüllt wurden. Der Fragebogen umfasste 20 multiple choice Fragen. Die Stichprobe ist trotz ihrer Größe nicht repräsentativ, nur 10% der Teilnehmenden waren weiblich, die Altersspanne lag überwiegend zwischen 18 und 27 Jahren (vgl. *Schwules Netzwerk NRW* 2005).
- 6 Eine der ersten Studien in Deutschland überhaupt, die die psychosoziale Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in den Blick nahm, wurde 1999 im Auftrag der *Berliner Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport* durchgeführt und unter dem Titel „Sie liebt sie. Er liebt ihn“ veröffentlicht. Für die quantitative Studie konnten 217 Fragebögen von homo- und bisexuellen Jugendlichen sowie jungen Erwachsenen aus Berlin ausgewertet werden (vgl. *Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin* 1999).
- 7 Für diesen Wert wurden die Gruppen mit mittlerer und hoher internalisierter Homonegativität zusammengefasst.
- 8 Die in der empirischen Sozialforschung verbreitete Methode der zufälligen Stichprobenziehung, stellt erst die Repräsentativität der Ergebnisse her. Sie ist jedoch bei der Erforschung der sexuellen Orientierung und geschlechtlichen Identität streng genommen nicht möglich, weil hier die Grundgesamtheit nicht exakt festgestellt werden kann. Die genaue Anzahl von LSBT*Q in der Bevölkerung ist nicht bekannt. Schätzungen hierzu sind sehr ungenau und die Zahlen in der wissenschaftlichen Literatur variieren zwischen ca. einem und zehn Prozent. Hinzu kommt eine definitorische Problematik: Ab wann genau gilt eine Person als lesbisch, schwul, bisexuell oder transident?

Literatur

- Bildungsinitiative Queerformat und Sozialpädagogisches Fortbildungsinstitut Berlin-Brandenburg* (Hrsg.) (2012): Geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Handreichung für Fachkräfte der Kinder- und Jugendhilfe. – Berlin.
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA)* (Hrsg.) (2006): Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. – Köln.
- Budde, J.* (2005): Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem. – Bielefeld.
- Drewes, J./Kruspe, M.* (2016): Schwule Männer und HIV/Aids 2013. Schutzverhalten und Risikomanagement in den Zeiten der Behandelbarkeit von HIV. – Berlin.
- Focks, P.* (2014): Lebenswelten von intergeschlechtlichen, transgeschlechtlichen und genderqueeren Jugendlichen aus Menschenrechtsperspektive. – Berlin. Online verfügbar unter: http://www.meingeschlecht.de/MeinGeschlecht/wp-content/uploads/Focks_Lebenswelten_Expertinneninterviews_2014.pdf, Stand: 14.3.2016.
- Formby, E.* (2013): The impact of homophobic and transphobic bullying on education and employment. – Sheffield. Online verfügbar unter: <http://www4.shu.ac.uk/research/ceir/sites/ceir/files/IGLYOBullyingReportJan2014.pdf>, Stand: 17.8.2016.
- Göth, M./Kohn, R.* (2014): Sexuelle Orientierung in Psychotherapie und Beratung. – Berlin.

- Grossmann, T. (2000): Prä-homosexuelle Kindheiten. Eine empirische Untersuchung über Geschlechterrollenkonformität und -nonkonformität bei homosexuellen Männern in Kindheit, Jugend und Erwachsenenalter. – Hamburg. Online verfügbar unter: <http://ediss.sub.uni-hamburg.de/volltexte/2000/175/pdf/Dissertation.pdf>, Stand: 17.8.2016.
- Heßling, A./Bode, H. (2015): Jugendsexualität 2015. Die Perspektive der 14- bis 25-Jährigen. Ergebnisse einer aktuellen Repräsentativen Wiederholungsbefragung. – Köln.
- Keupp, H./Ahbe, T./Gmür, W./Höfer, R./Mitscherlich, B./Kraus, W. et al. (2002): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. – Reinbek.
- Klocke, U. (2012): Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen. Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen. – Berlin.
- Krell, C./Oldemeier, K. (2017): „Coming-out - und dann...?!“ Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bissexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland. – Leverkusen (im Erscheinen).
- Landeshauptstadt München (Hrsg.) (2011): „Da bleibt noch viel zu tun...!“ Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München. – München.
- Meyer, I. (2003): Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. *Psychological Bulletin*, 129 (5), S. 674-697.
- Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales (Hrsg.) (2001): Dokumentation: Schwule Jugendliche: Ergebnisse zur Lebenssituation, sozialen und sexuellen Identität. Die Lebenssituation schwuler Jugendlicher. – Hannover.
- Plöderl, M./Tremblay, P. (2015): Mental health of sexual minorities. A systematic review. *International Review of Psychiatry*. Volume 27, Issue 5, S. 367-385. Online verfügbar unter: <http://www.tandfonline.com/doi/full/10.3109/09540261.2015.108394>, Stand: 24.2.2016.
- Schmauch, U. (2015): Sexuelle Vielfalt und Regenbogenkompetenz in der Sozialen Arbeit. In: Bretländer, B./Köttig, M./Kunz, T. (Hrsg.): Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit – Perspektiven auf Inklusion. – Stuttgart, S. 170-178.
- Schwules Netzwerk NRW (Hrsg.) (2005): Wir wollen's wissen. Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bissexuellen Jugendlichen in NRW. – Köln. Online verfügbar unter: <http://schwules-netzwerk.de/wp-content/uploads/2015/12/Band-11-Wir-wollens-wissen-SNW-Layout-Web.pdf>, Stand: 17.8.2016.
- Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin (Hrsg.) (1999): Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin. – Berlin.
- Sielert, U. (2015): Einführung in die Sexualpädagogik. – Weinheim.
- Timmermanns, S. (2003): Keine Angst, die beißen nicht! Evaluation schwul-lesbischer Aufklärungsprojekte in Schulen. – Norderstedt.
- Von Unger, H. (2014): Einleitung. Zur Aktualität der partizipativen Forschung. In: von Unger (Hrsg.): Partizipative Forschung. – Wiesbaden, S. 1-12.
- Watzlawik, M. (2004): Uferlos. Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. – Norderstedt.
- Watzlawik, M. (2014): Homo-, bi oder heterosexuell? Identitätsfindung in, zwischen und außerhalb der Norm. Zeitschrift für Inklusion online 3/2014. Online verfügbar unter: <http://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/227/225>, Stand: 8.1.2015.
- Weller, K. (2013): Jugendsexualität 2013. PARTNER 4 - Sexualität und Partnerschaft ostdeutscher Jugendlicher im historischen Vergleich. Online verfügbar unter: http://www.ifas-home.de/downloads/PARTNER4_Handout_06%2006.pdf, Stand: 17.8.2016.
- Wilke, T./Timmermanns, S. (2015): HIV-Prävention, sexuelle Vielfalt und Diversity. In: Huch, S./Lücke, M. (Hrsg.). Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule. Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik. – Bielefeld, S. 257-274.